

Der Mensch als Mittel : Punkt! Der Mensch im Mittelpunkt : Drogenarbeit in Zürich - streitbar und kirchlich gesehen

Autor(en): **Heyer-Rother, Regula**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **88 (1994)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-143828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu denken. Einkaufswägel rattern vorbei – Stimmengewirr. Wieder hat eine Razzia stattgefunden. Mindestens 50 Fixer eilen gehetzt unter meinem Fenster vorbei. Einige bleiben stehen, schauen nervös um sich und fluchen. Ein paar betreten mein Gärtchen, über die eh schon geschädigten Tulpen. Sie streiten und schlagen einen zusammen. Ich rufe bei der Polizei an. Nach der Beschreibung meiner Adresse muss ich mir doch tatsächlich sagen lassen, dies sei kein Wohngebiet und deshalb könnten sie nicht viel machen. Ich ent-

schuldige mich, dass ich da wohne und lege auf. Das hektische Getue ums Haus herum, macht ein Zubettgehen unmöglich. Zwei Freier unterhalten sich lautstark. Ich rufe runter, sie sollen doch endlich abhauen. Der eine droht mir, falls ich ihm mal in die Arme laufen sollte, werde er mir so richtig die Fresse verhauen und noch viel mehr. Alle lachen, nur ich nicht.

Es stimmt nichts mehr in unserer Welt. Ich möchte etwas Ordnung – ich möchte Feierabend. ■

Regula Heyer-Rother

Der Mensch als Mittel: Punkt! Der Mensch im Mittelpunkt

Drogenarbeit in Zürich – Streitbar und kirchlich gesehen

Es gibt zahlreiche Erfahrungsberichte aus der Drogenszene, aber wenige, die von kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern stammen, die ihre Arbeit für Drogenabhängige auch als diakonisches Handeln angesichts und trotz der allgemeinen Hilflosigkeit reflektieren. Ein solcher Erfahrungsbericht liegt hier vor. Regula Heyer-Rother hat ihn bereits im letzten Herbst für uns verfasst. Das ändert nichts an seiner traurigen Aktualität. Die Autorin ist Mitarbeiterin der Arbeitsstelle für Jugendfragen, einer Institution der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Red.

Szene auf verschiedenen Ebenen

Eine Baracke mit geschlossenen Fensterläden, der Platz davor ordentlich und sauber. Am Zaun ein Aushang mit der Bitte an die Benützerinnen der Gassenküche (ein Projekt der Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Jugendprobleme ZAGIP), ihren Abfall wegzuräumen, und zwischen zwei schmalen Streifen Wiesland ein paar Gartenbeete. Eigentlich alles nichts Aussergewöhnliches, ausser vielleicht, dass der Platz eine breite Autostrasse neben dem *Lettenareal*, Zürichs Drogenghetto, liegt und dass die Gartenbeete von Leuten aus der Szene angelegt wurden, damit der Platz nicht ver-

ödet, verschmutzt und von der Polizei kontrolliert wird, denn im Herbst soll die *Gassenküche* wieder offen sein und randständigen Menschen eine warme Mahlzeit und einen Ort zum Reden anbieten. Neben dem Glascontainer hat jemand seine Plastiktasche liegengelassen; im Schatten der Container steht ein Beet mit Mais; noch nicht sehr hoch, aber immerhin. Die Ausfallstrasse so breit und die Autos so schnell, dass kein Überqueren ohne Fussgängerampel möglich ist.

Und zehn Schritte weiter von der Brücke der Blick von oben auf das öde Stück Land; festgetretene Erde zwischen nicht mehr benutzten Geleisen, zugedeckt mit Abfall,

denn hier räumt nie jemand auf – *belebtes Niemandland*. Die Menschen da unten verdrücken sich an diesem heissen Sommertag in den Schatten der Bäume. Der Blick wandert weiter zum Fluss. Drüben auf der andern Seite ein paar Badende, auch sie im Ghetto mit eigenem Abgang zur Badi. Wer hier oben auf der Brücke steht, wird unweigerlich zum Voyeur, wird Zeuge, schaut zu oder weg, denn unten wird gekauft und verkauft, wird gekickt; Frauen und Männer, meist in einem schlechten gesundheitlichen Zustand, sind entweder gehetzt oder apathisch. Die alltägliche Stille zeigt nichts vom erbärmlichen Vorgang, der sich abspielt, wenn die Polizei anfährt. Insider wissen, dass dann alle rennen; den Filterli-Leuten, die ohnehin kaum eine Chance haben, ihr Zeug wegzupacken, wird vom Dealer ein Paket, oft bis zu fünfhundert Gramm Heroin, einfach in die Tasche gesteckt. Den letzten beißen die Hunde. Immer wieder neu und gnadenlos. Während ich über die Brücke zum nahen Limmat-Platz gehe, pisst einer in den Fluss.

Im Café Platz diskutiert die Serviererin mit einem Kunden über die Todesstrafe, während draussen Drogen von der einen Hand in die andere wechseln, ein Streifenwagen vorfährt, die Polizei aussteigt; ein paar Menschen sind gleich Schatten verschwunden, eine kaum ansprechbare Frau wird von den Polizisten angehalten.

Der Mensch als Mittel – Streitbares zur Sucht in uns allen

Rette sich wer kann; analysieren und wissen, was zu tun wäre, wegschauen, hingehen, wütend werden über die Süchtigen, die Stadt, die Polizei, dies alles sind untaugliche aber verständliche Versuche, die *Hilflosigkeit* über das sichtbare Elend loszuwerden.

Hartnäckig klebt das Thema Sucht an uns allen, die wir da arbeiten, aber auch an jedem Politiker, der wieder oder neu gewählt werden will, an allen Medien, die ihre Nase im Wind haben. Alle reden oder lassen davon und darüber reden. Wissen-

schaftlich, fachlich, als Betroffene oder weil sie sich anmassen zu wissen, wie die Lösung heisst. Für die einen ist es das Ziel, sich das Elend vom Leib und aus dem Blickfeld zu schaffen; die süchtigen Personen zu retten, das Ziel der andern. Zu zeigen, wie wir mit dem Phänomen Drogen und Sucht leben können und akzeptieren lernen, dass eine Gesellschaft ohne (legale und illegale) Drogen eine Illusion ist, formulieren die Dritten als ihren Inhalt. Die Standpunkte werden immer mehr *polarisiert*, die Kämpfe zwischen den Exponenten werden härter und lauter.

Stadt und Kanton haben sich nach monatelanger Arbeit (über die Positionskämpfe lässt sich's phantasieren) darauf geeinigt, dass erneut die «*offene Szene*» *aufzulösen* ist, dass auswärtige Drogenabhängige «konsequent in ihre Wohngemeinde zurückgeschafft werden», dass der «polizeiliche Druck zur Entlastung des Kreises 5 zu erhöhen» ist, dass «rasch genügend Gefängnisplätze zu schaffen» sind. Die Liste, in der Originalsprache des Massnahmenkatalogs, ist unvollständig. Die Passivform fällt auf. Deutet sie darauf hin, dass zwar befohlen wird, aber unklar ist, wer die Verantwortung übernimmt? Politikerinnen und Politiker bestimmen, dass das, was einmal angesagt, versprochen wurde, jetzt unter allen Umständen und mit allen (polizeilichen) Mitteln eingehalten werden muss. Polizisten, von denen viele nicht mehr überzeugt sind, dass mit Repression die Szene aufgelöst werden kann, sind gezwungen, gegen kranke, süchtige Menschen vorzugehen. Sie müssen diese im «Rückschaffungszentrum» internieren und ausschaffen. Doch die von der Sucht bestimmten Menschen sind nach 48 Stunden wieder da, wo der Stoff ist. Da geraten Menschen in den Mittelpunkt, aus sehr verschiedenen Welten. Die einen wie die andern sind Sündenböcke.

Drogenabhängige sind *Sündenböcke* für andere Probleme und Ängste dieser Gesellschaft, Polizisten müssen herhalten für diejenigen, die es nicht schaffen, Ordnung und Sicherheit herzustellen, damit die Ängste und Probleme nicht sichtbar sind.

Sündenböcke aber werden oft aggressiv, denn wer getreten wird, tritt weiter. Und schuld sind immer die andern. Es gab einst einen Mann, der riet: «Wer ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein!» Nur ist dieses Steine-Weglegen und Bei-sich-nach-Sucht-Suchen sehr ausser Mode gekommen. Schuldigsein ist so unheimlich belastend und Nur-Schuldigsein lässt Menschen zerbrechen. Dann doch lieber Steine auf die andern werfen.

Genau hier hätten die *Kirchen* mitzuhelfen, mit Schuld und Vergebung neue Wege zu finden. Sucht hat viele Ursachen, und Sucht ist die Überlebensstrategie eines Menschen, der in einer Gesellschaft, die Leistungsfähigkeit vor Menschlichkeit setzt, nicht bestehen kann. Natürlich nur, wenn er in die illegale Drogensucht gerät. Arbeitssucht, Geltungssucht, Kauf- oder Ess-Sucht wären kein Problem – für die andern. Werden so viele Steine geworfen, weil die illegale Sucht die Not zeigt, die in vielen Seelen sitzt? Weil dieses äussere Elend der andern zu bekämpfen, so viel einfacher ist, als sich einzugestehen, dass Mann und Frau auch Makel haben, Fehler machen, vielleicht sogar das Leben selber nicht problemlos meistern?

Immer wieder taucht in den Köpfen von «*Ordnungsliebenden*» folgendes auf: Drogenkonsumierende Menschen kämen vor allem nach Zürich, weil es dort Einrichtungen wie Gassenzimmer, Notschlafstellen oder saubere Spritzen gebe. Und wer diese Einrichtungen betreibe, helfe mit, den Konsum zu fördern. Humanität solle den Süchtigen nicht begegnen; denn nur wer ganz tief und ganz hart liege, werde aussteigen. Und Humanität schon gar nicht für die andern, die Auswärtigen. Deren Behörden müssten endlich lernen, dass die Stadt nicht «Pestalozzi» spielen könne (auch nicht, wenn sie den Mann auf den Sockel stellt). Die Süchtigen sollen mit ihrem ganzen Elend in ihre Wohngemeinden zurückgeschafft werden, damit dort in Opfikon, Stäfa oder Adliswil das Problem am Objekt sichtbar wird. Der Mensch als Mittel! Punkt!

Es liessen sich nämlich auch Rechnun-

gen statt Menschen nach Opfikon, Stäfa oder sonstwohin senden, denn dass die *Stadt* nicht für alle aufkommen kann, ist klar, aber der *Stoff*, und das ist der Punkt, um den sich alles für den Süchtigen dreht, ist in dieser Stadt. Der Handel ist auch nicht so leicht zu verschieben, abgesehen davon, dass das die Landgemeinden auch nicht wirklich wollen. Eine wirkliche Erleichterung für drogenkonsumierende Menschen wäre es, den Stoff im Ort zu bekommen, wo sie Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten haben. Zum Beispiel über den Arzt oder eine ähnliche Einrichtung. Solche Menschen hätten keinen zwingenden Grund, in die Szene zurückzugehen, dafür vielleicht Zeit zu überlegen, wie ihr Leben auch noch aussehen könnte.

Ich betone gerne: Eine *Legalisierung* löst nicht das Drogenproblem – aber die unmenschlichen Zustände würden zugunsten von etwas Lebensqualität für die Süchtigen verändert. Viele Politiker teilen zwar diese Ansicht, aber aus unerfindlichen Gründen sind sie der Meinung, dass sie zuerst alles im Griff haben müssen und erst dann an eine Legalisierung denken können. Es kommt mir vor, als wollten sie zeigen, dass Härte und Stärke sich durchsetzen müssen, bevor Verständnis möglich ist. Wegen solcher Machtfragen leiden Süchtige und ihre Angehörigen, werden immer noch Menschen mit Aids infiziert und ist ein gemeinsames Ziel nicht möglich. Ich wage die Behauptung, dass wir in den verschiedensten Formationen einer Weltsicht der Süchtigen aufsitzen: Die Welt ist schwarz und weiss, gut oder böse. Jedes Team bis hin zum Stadtrat lässt sich spalten in gute Mütter und böse Väter. Sie kämpfen überall fast endlos. Und die Sucht geht weiter.

Der Mensch im Mittelpunkt – Kirchliches

Wer mit drogenkonsumierenden Menschen arbeitet, kann nicht auf die Zukunft warten. Diese Menschen brauchen jetzt menschliche Lebensumstände, es sind Menschen, die trotz ihrer Sucht den An-

spruch und die Zumutung auf eine normale Behandlung haben. Das *Gassenhotel* der ZAGJP will diesen Anspruch einlösen. Die Pension ist ein Dienstleistungsangebot. Es ist eine neue und grundsätzlich andere Art, Obdachlosen und Randständigen zu begegnen. Eine Übernachtung, eine Seife wird verkauft; es gibt Regeln, die eingehalten werden müssen, damit die Pension funktioniert. Den Gästen wird ein Stück «Normal-Realität» geboten; es will niemand die Gäste erziehen, betreuen oder therapieren. Sie sollen für Tage, Wochen oder gar Monate ein Zimmer haben, mit Privatsphäre, ein Stück Schutz vor der harten Gassenwelt, vor der für sie verschlossenen «Normal-Welt» eine Möglichkeit, Ruhe zu finden und dennoch ein Stück Selbstbestimmung zu behalten.

Selber zu bestimmen, wann er oder sie zu Hause sein will, essen will, spritzen will, schlafen will. Für Junkies auf der Gasse, die in Notschlafstellen leben, seltene Möglichkeiten. Die Gassenpension verlangt aber von den Gästen, dass sie ihr Logis bar bezahlen. Dies hat einige Fürsorgestellten überrascht, denn oft wird das Geld, das sie dem Bezüger oder der Bezügerin übergeben, nicht bis nach Oerlikon getragen, sondern dient schon vorher der Sucht. *Normal-Realität* heisst aber auch, dieses Stück Verantwortung zu übernehmen und zu übergeben. Wem das saubere eigene Zimmer wichtig ist, soll die 25 Franken dafür selber aufbringen. Die Haltung vieler Süchtiger, irgendwo sei eine unendlich gültige Mutter, die unendlich oft gibt, muss immer wieder durchbrochen werden. Aber nicht mit Bestrafung und Moral.

Das Stück Normalwelt der Gassenpension heisst auch, dass sich in der Gassenpension *nichts mischeln* lässt. Mischeln ist aber das A und O des Gassenlebens. Viele Junkies mischeln sich den Platz in der Notschlafstelle, das Lieblings-Joghurt, das Ausschlafen bis 11 Uhr anstatt 10 Uhr. Möglich ist dies, weil die meisten Notschlafstellen tagsüber geschlossen sind, weil die Benutzerinnen und Benutzer «arme Sieche» sind, weil die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter selber sehen, wie

unsinnig es ist, womöglich kranke Leute im Winter auf die Gasse zu schicken. Wer solch eigentlich Unmenschliches tun muss, ist empfänglich für Mischeleien und spielt das Spiel mit schlechtem Gefühl meist mit.

Da die Gäste der Gassenpension für ihr Zimmer bezahlen, da sie mit ihrer Sucht als Menschen wie andere auch behandelt werden, ist es möglich, *klare Regeln* einzuhalten. Es ist möglich, aber nicht einfach, denn Junkies sind geübte Mischler, und sie beherrschen die Kunst, zu Mitleid zu verführen. Ihr Zimmer wird gereinigt, so dass sie auch dann ein sauberes Bett haben, wenn es ihnen schlecht geht. Aber sie müssen Hausregeln strikt einhalten, u.a. keinen Besuch im Zimmer haben, für die nächste Nacht bis 13 Uhr bezahlen. Dadurch ist es gelungen, das Haus ohne Deal, ohne den üblichen Klau und frei von Freiern zu halten.

Moral wird in diesem Projekt keine verkündet. Die (oft peinliche) Frage: «Wann gehst Du zum Entzug in die nächste Therapie?» überlassen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Pension andern Stellen, denn sie wollen eine Dienstleistung anbieten. Das heisst aber nicht, dass sie die Umstände nicht verändern wollen. Um den *Entscheid zur Therapie* zu fällen, brauchen auch Süchtige zunächst einmal ein Stück Ruhe und die Möglichkeit zur Selbstbestimmung, auch wenn die nur darin besteht, zu entscheiden, dass sie jetzt niemanden sehen und hören wollen.

Keine noch so harte *Repression* wird Süchtige aus Zürich tilgen, doch es gäbe durchaus Möglichkeiten, sie so leben zu lassen, dass sich ihr Elend (und damit das grosse Ärgernis) in Grenzen hielte. Es bedingte allerdings, dass die Existenz von Menschen, die illegale Drogen konsumieren, akzeptiert würde – etwas, das der Moral eines Walter Frey und anderer, die Zürichs Drogenszene mit dem eisernen Besen entfernen wollen, gar nicht entspricht.

Überhaupt die Moral. «Sauber soll die Welt, die Jugend sein.» Viele *christliche Freikirchen* unterstützen die VPM-Initiative «Jugend ohne Drogen». Ob das naiv

oder dumm ist, bleibe dahingestellt. Sie kennen nur einen richtigen Weg, den drogenfreien, weil es eben unmoralisch ist, etwas zu tun, was (zufälligerweise?) illegal ist.

Christliche Drogenarbeit darf so nicht missionarisch sein. Kirche kann viel mehr wirkliche Ekklesia, das heisst eine Gemeinschaft im Geist ermöglichen, wenn sie Raum und Geld zur Verfügung stellt für menschliches Handeln an Menschen am Rande – auch dann, wenn es dem Staat oder besser seinen Beamten nicht passt. So verstandene *diakonische Arbeit* stellt den Menschen in den Mittelpunkt, ermöglicht Gemeinschaft und achtet die Würde auch eines unverhüllbar Suchtkranken. Das kann auch einmal Widerstand bedeuten, oder Blumen pflanzen, damit die Polizei nicht eingreift, oder Spritzen verteilen, auch wenn das Süchtige angeblich anzieht.

In den *Notschlafstellen* der Zürcher Agglomeration arbeiten Hunderte von freiwilligen Helferinnen und ein paar Helfer. Die meisten der Stellen wurden von Kirchengemeinden ins Leben gerufen. Viele der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ahnten nicht, welch schwierige Aufgabe sich ihnen stellen würde. Sie haben sich auf Menschen eingelassen, denen so einfach nicht zu helfen ist, für die es nicht nur einen richtigen drogenfreien Weg gibt – obwohl sie ihre Sucht gerne los wären. Bei der Frage nach dem Weg, da wird's bei jeder Sucht schwierig und konkret.

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sich in bewundernswerter Weise auf eine Auseinandersetzung mit dem *politischen Aspekt* des Themas eingelassen, und viele von ihnen sind kompetent geworden und haben etwas zu sagen, gerade dann, wenn die Biertisch-Politik sich breitmacht. Viele von ihnen haben erfahren, dass es *die* Lösung nicht gibt, dass Abstinenz für die einen richtig ist und andere mit der Sucht leben müssen. Die meisten wehren sich, wenn Politikerinnen und Politiker mit «Lösungen» antreten, die aus Menschen Ware machen, beliebig zu verschieben, Hauptsache, der Kasse und der Moral wird Genüge getan. Viele dieser freiwilligen

Helferinnen und Helfer sind nachdenklich oder wütend geworden, auf alle Fälle wären viele Süchtige tiefer im Elend ohne sie, und viele Politiker sähen ihren Finanzhaushalt noch viel mehr im argen liegen.

In jeder Sucht steckt ein Stück *Sehnsucht* – das Sehnen kann nicht ausgehalten werden, und Erfüllung, kurzes Glück wird herbeiorganisiert. Sind da die Süchtigen und die Mächtigen eigentlich so ganz verschieden? Und verfolgt uns das Thema auch darum so hartnäckig? Beim Garten neben der Gassenküche giesst einer Tomaten, zwei hocken daneben und zeichnen Kreise in den Staub. Über Nacht haben ein paar hier ihre Schlafstätte aufgeschlagen. Vielleicht weil sie wissen, dass Theo von der Gassenküche mit ihnen den Ort, so lange es geht, erhalten will, ist die Ordnung wiederhergestellt. Über die Kornhausbrücke rennen ein paar Gestalten davon, im Hintergrund steht mächtig das Migros-Hochhaus Limmatplatz, dort sitzt Jules Kyburz und fordert vom Stadtrat etwas Mutiges, nämlich weniger Elend vor seinen Augen.

PS. Falls Sie ein Haus kennen, welches sich als Gassenhotel eignen würde (ca. 30–40 Zimmer) in der Stadt, aber nicht in den allergischen Kreisen 4 oder 5, nicht zu teuer: Die ZAGJP sucht noch immer, damit das Projekt Gassenhotel weitergeführt werden kann.